



WOLFGANG
BAUER

AM ENDE
DER STRASSE

AFGHANISTAN
ZWISCHEN HOFFNUNG
UND SCHEITERN

Eine Reportage *Subrkamp*

SV

Wolfgang Bauer

AM ENDE DER STRASSE

AFGHANISTAN
ZWISCHEN HOFFNUNG
UND SCHEITERN

Eine Reportage

Suhrkamp



Erste Auflage 2022

© Suhrkamp Verlag AG, Berlin, 2022

Alle Rechte vorbehalten.

Wir behalten uns auch eine Nutzung des Werks für
Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG vor.

Karte: Peter Palm, Berlin

Umschlaggestaltung: Rothfos & Gabler, Hamburg

Umschlagfoto: Jim Huylebroek

Satz: Eberl & Koesel-Studio, Altusried-Krugzell

Druck: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-518-43076-7

www.suhrkamp.de

INHALT

	Notizen	9
	Drei Landeanflüge	17
KILOMETER 0	Mauern aus Knochen – Kabul	27
KILOMETER 5	Wo die Stürme ihren Anfang nehmen – Kabul	41
KILOMETER 126	Von den Abgründen – Dschalalabad	57
KILOMETER 207	Geburtsstätten des Krieges – Abdul Khel	69
KILOMETER 460	In der Lüge die Hoffnung – Maidan Shahr	105
KILOMETER 565	Von den Krankheiten – Ghazni	137
KILOMETER 633	Geisterland – Raschidan	149
KILOMETER 701	Begegnung mit einer Nymphe – Ghazni	177
KILOMETER 726	Als das Foltern noch etwas half – Nyazullah	185
KILOMETER 1050	Drei Hotels und zwei Absagen – Kandahar	197
KILOMETER 1152	Die Blutspur – Spin Boldak	199
KILOMETER 1254	The Californian Dream – Kandahar	211
KILOMETER 1833	Vom Wahnsinn der Liebe – Herat	227
KILOMETER 2101	Am Ende der Straße – Bala Murghab	275
KILOMETER 2641	Das Dorf der Glücklichen – Deh Warda	297
KILOMETER 2898	In der Ruine der Entwicklungshilfe – Kunduz	329
KILOMETER 3112	Die angekündigte Katastrophe – Salang	359
KILOMETER 3231	Eine Talfahrt – Kabul	383
KILOMETER 0	Alles noch einmal von vorn?	387
	Literaturhinweise	399



TURKMENISTAN

USBEKISTAN

○ Maschhad

Balch
Mazar-i-Sharif

Bala Murghab

○ Maimana

Qala-i-Naw

Tschaghtscharan

Herat

AFGHANISTAN

○ Farah

Qalāt-i Ghildschī

IRAN

Laschkar Gah

Kandahar

○ Sarandsch

Spin Boldak

WÜSTE
SISTAN

WÜSTE
REGISTAN

○ Quetta



NOTIZEN

Die Seiten sind eingerissen. Sie wellen sich, ihre Ränder sind ausgefranst. Sie riechen. Oft ist noch alter Sand auf ihnen. Andere sind ranzig vom Schweiß, meinem Schweiß. Die Heftspiralen meiner Notizblöcke lösen sich, und etliche haben sich ineinander verhakt. Die Blöcke in meinen Regalen sind keiner Ordnung unterworfen. Sie liegen dort, wo sich durch Zufall Platz gefunden hat. Das Lesen wird erschwert durch die Luftwurzeln längst abgestorbener Topfpflanzen, die durch sie hindurchgewachsen sind. Ihre Rinden haften an den Seiten, wurden eins mit der Tinte.

Seit Jahren hebe ich alle meine Notizen auf, ein Reflex ohne viele Hintergedanken. Inzwischen ist das Bewahren zu einer Art Aberglauben geworden. Ich mache es ähnlich wie die Voodoo-Kulturen Afrikas: Die Notizen sind zu Fetischen geworden. Geister in der Flasche. Sie bannen Gefühle in Materielles, fassen sie, bändigen sie, überführen sie in eine feste, unschädlichere Form. Der Lärm des Erlebten wird leiser. Das Leid, das Sehnen, das Hoffen. Es verstummt nicht, aber es dröhnt nicht mehr.

Die Notizen sind Gesprächsprotokolle, Rohstoff für meine Reportagen, Beschreibungen von Orten und Menschen aus den letzten zwanzig Jahren, Einschätzungen, Korrekturen, hin und wieder auch Zeichnungen, weil sie manchmal die Dinge besser beschreiben können als Worte. Es sind Versuche, ein Land zu verstehen, das mich provoziert, mit meinen Werten in Frage stellt, mich verwirrt, nach vielen Jahren noch. Kein Land geht mir so sehr unter die Haut und in meine Träume wie Afghanistan. Ich träume häufig von Afghanistan.

Meine erste Reise nach Afghanistan habe ich nicht angetreten, aus Angst. Im Auftrag eines deutschen Magazins sollte ich im November 2001 über den Krieg gegen die Taliban berichten. Die USA hatten sich nach den Anschlägen auf das World Trade Center am 11. September dem Sturz des Taliban-Regimes verschrieben. Ich fuhr nicht, aber ein Bekannter von mir, Volker Handloik, der vom *Stern* entsandt wurde und wenig später in den Kämpfen ums Leben kam. Kurz davor hatten wir noch zusammengesessen.

Ich reiste zum ersten Mal in dieses Land, als die Taliban bereits gestürzt waren, wenige Monate später, für eine Woche zunächst nur, immer noch sehr unsicher und nervös. Und ich würde in den darauffolgenden Jahren immer wieder kommen, manchmal für Tage, für Wochen, manchmal für mehrere Monate. Ich bereiste die meisten Provinzen, traf Viehhirten in Kunar, Archäologen in Ghor, Höhlenbewohner in Bamiyan, ich traf Diplomaten und Politiker, Lehrer, Händler, Drogenhändler, Gauner und Gefängniswärter – auch Gefängniswärterinnen. Ich traf nicht so viele Frauen, wie ich es mir wünschte. Ich traf Menschen, vor denen ich mich zutiefst fürchtete, und andere, die ich bewunderte. Welche Kraft in vielen Afghaninnen und Afghanen steckt! Ich konnte mich nicht sattsehen an diesem Land. Ich wurde betrogen, bestohlen, ich wurde in die Irre geführt und reich beschenkt. Und immer wieder verstört.

Meine Notizblöcke öffne ich nur selten – genauer gesagt: nie.

Bis zu dieser Nacht Ende November 2021. Es ist die letzte Nacht, bevor ich wieder das Flugzeug nach Kabul besteigen werde.

Drei Monate zuvor, am 15. August 2021, ist der afghanische Präsident Aschraf Ghani aus Kabul geflohen. Seither herrschen wieder die Taliban, nach den Jahren 1996 bis 2001 zum zweiten Mal in der Geschichte dieses Landes. Damit ist viel mehr als die Islamische Republik Afghanistan untergegangen. Die Hoffnung ist gescheitert, das Land mit vierzig Millionen Einwohnerinnen und Einwohnern in eine Demokratie zu verwandeln. Gescheitert sind die Versuche, die Frauen zu befreien, Minderheiten zu schützen, Afghanistan

wirtschaftlich aufzubauen. Viele sagen sogar, der 15. August markiert das Ende des humanitären Zeitalters. Das Ende der Hoffnung, die Welt etwas besser machen zu können.

Es war zu Beginn ein großartiges Gefühl, geteilt von fast allen, die versuchten, in Afghanistan etwas aufzubauen. Die Welt hatte sich zusammengetan für ein Ziel: eines der ärmsten Länder auf dem Planeten in die Moderne zu führen.

Doch Afghanistan war uns im Westen unvertraut wie kaum eine andere Region auf der Welt. Seine archaischen Berge und Wüsten haben die Helfer aus Übersee gerne mit Mondlandschaften verglichen. Die ersten Spaziergänge auf der Oberfläche eines fremden Planeten, mit Sauerstofftanks auf unseren Rücken, mit Pasta und Air-Conditioning. Wir Afghanauten. Vom Nirgendwo aus dem Himmel herabgefallen. Wir haben viele Jahre versucht, in Afghanistan eine Atmosphäre zu erzeugen, die auch wir atmen konnten. Offiziell betrieben wir Nation-Building, tatsächlich aber versuchten wir Terraforming. Ein Projekt zum radikalen Umbau von Umwelt und Kultur.

Im Jahr 2002 erschien uns das alles politisch unumgänglich, moralisch zwingend und vor allem: möglich.

Wir erlagen einer Illusion. Unsere Raumkapsel, die Islamische Republik Afghanistan, mit der wir Freiheit und Demokratie bringen wollten, ist zertrümmert. Die, die sich dort in den letzten Jahrzehnten an unsere Atmosphäre angepasst hatten und jetzt zurückgeblieben sind, drohen zu ersticken.

Sind wir mit allen unseren hochfahrenden Zielen erbärmlich gescheitert? Alles für nichts? Wurden in Afghanistan im August 2021 mit der Flucht des Präsidenten und dem Abzug der letzten US-Truppen die Uhren einfach wieder um zwanzig Jahre zurückgedreht? Vom Jahr 2021 auf das Jahr 2001, als schon einmal die Taliban herrschten, Afghanistan schon einmal international völlig isoliert war? Ist das Land, und mit ihm auch wir, gefangen in einem endlosen Kreis? Einer Schleife des Schmerzes und des Elends, die sich ständig wiederholt?

Bilder der Schande standen am Ende des Versuches, in Afghanistan das Gute zu tun. Flugzeuge, an denen sich beim Abheben Verzweifelte klammerten. Menschen, die sich gegenseitig zu Tode trampelten. Mütter, die ihre Kleinkinder über eine Flughafensmauer schleuderten. Die Hoffnung, die die Welt einst dem ganzen Land geben wollte, war nun auf die wenigen Quadratkilometer des Flughafens in Kabul geschrumpft, Hoffnung, aus der nun blanke Verzweiflung wurde.

Ist es nicht an der Zeit, sich einzugestehen, dass wir nicht helfen können? Müssen wir uns der bitteren Erkenntnis fügen, dass unsere Hilfsgelder, diese Millionen und Milliarden und Billionen, mehr Böses als Gutes fördern, dass alles Geld in der Entwicklungszusammenarbeit unweigerlich zu Gift wird? Ist es nicht an der Zeit, internationale Solidarität neu zu definieren, nüchterner, erwachsener auch?

Entlarvt der Fall von Kabul das humanitäre Zeitalter mit all seinen Hilfsorganisationen und Entwicklungshelfern endgültig als das, was es von Anfang an womöglich war, die Fortsetzung des Kolonialismus mit mildtätigen Mitteln?

Nicht das Militär hat in Afghanistan versagt. Dieser Krieg ging nicht verloren, weil Soldaten nicht kämpften oder die falschen Waffen eingesetzt wurden. Geld hat dieses Land mindestens so zerstört wie Gewehrkugeln.

Was sollen wir jetzt tun? Es einfach geschehen lassen? Dem Elend zusehen? Besser: wegsehen? Ich glaube: Wir müssen lernen.

Am Ende dieser langen Nacht packe ich meine Notizblöcke in meinen Rucksack, lege alte Fotos dazu. Ich möchte Orte und Menschen wieder besuchen, über die ich in diesen letzten zwanzig Jahren berichtet habe, möchte meine Texte von damals, die auch Teil dieses Buches sind, abgleichen mit dem Wissen von heute. Ich möchte wissen, ob ich diesen Menschen gerecht geworden bin. Ich möchte erfahren, was aus ihnen wurde, aus ihren Träumen, aus ihrer Verzweiflung. Ich möchte wissen, wie ihre Geschichten weitergin-

gen. Zu vielen dieser Menschen ist in der Zwischenzeit der Kontakt abgerissen. Ihre alten Telefonnummern, die an den Rändern meiner Notizen stehen, funktionieren nicht mehr. Nach all den Jahren sind die Chancen gering, aber ich hoffe, sie zu finden. Ich trete diese Reise an, um zu verstehen, warum wir, nicht nur der Westen, mehr noch die Weltgemeinschaft, damit gescheitert sind: das Gute zu tun.

Dieses Buch ist der Versuch, die Hoffnung wiederzufinden.





Explosionswolke über den Bergen im Distrikt Atschin in der Provinz Nangarhar an der Grenze zu Pakistan, 2017. Foto: Andy Spyra.

DREI LANDEANFLÜGE

November 2002

Selbst Luftwege nach Kabul sind Schotterpisten. Das Flugzeug rüttelt in den Turbulenzen über dem Hindukusch. Es fliegt enge Schleifen. Die Taliban sind erst seit wenigen Monaten besiegt. Ich sitze in einem der ersten Direktflüge, die die staatliche Fluglinie Ariana nach dem Krieg wiederaufgenommen hat. Frankfurt – Kabul direkt. »Ein seltsames Gefühl, nach Kabul zu fliegen«, sagt der Fotograf neben mir. Er war schon oft in Afghanistan, war bisher aber immer nur über Landwege von Pakistan aus eingereist, den damals halsbrecherischen Chaiber-Pass. Von Deutschland aus dauerte die Reise nach Afghanistan mehrere Tage – jetzt nur noch acht Stunden. An Bord sind viele Afghanen, die in den letzten Jahren nach Deutschland geflohen sind und nun erkunden wollen, ob sie beim Aufbau des Landes helfen können.

Im Jahr 2002 ist Kabul eine noch verhältnismäßig kleine Stadt mit wenigen Hunderttausend Einwohnern. Eine Stadt in den Ruinen des Bürgerkrieges, der hier Anfang der neunziger Jahre fürchterlich getobt hatte. Nur wenige Straßen sind geteert, und nur wenige Autos fahren auf ihnen. Strom gibt es selten. Kabul ist damals eine Stadt, die tagsüber dem Staub gehört und nachts der fast völligen Dunkelheit.

Die Stimmung an Bord beim Landeanflug ist angespannt. Es gibt Gerüchte, wonach im Umkreis Kabuls immer noch Taliban-Gruppen operieren. Neulich sollen sie Raketen auf landende Flugzeuge geschossen haben. Der Airbus ist alt, aber, so heißt es, Lufthansa-Techniker in Frankfurt helfen bei der Wartung. Hart setzt die Ma-

schine im Morgengrauen auf die Landebahn auf. Applaus der Erleichterung. Zu Fuß überqueren wir die Rollbahn. Das Terminal besteht aus einer einzigen Halle. Über fast zehn Jahre ist der Flughafen kaum genutzt worden. Durch die wechselnden Kämpfe in der Stadt war das Landen hier zu gefährlich, und die Taliban hatten kein Geld für Flugbenzin. Unsere Koffer sind Teil eines beeindruckenden Gepäckberges. Er ist mehrere Meter hoch, auf seiner Spitze steht ein langbärtiger Flughafenmitarbeiter. Brüllend versucht er Ordnung ins Chaos zu bringen.

Hinter dem Abfertigungsgebäude erwartet uns ein mühseliger Weg in die Stadt. Wir laufen vorbei an langen Reihen von Flugzeugwracks, Wracks von Passagierflugzeugen aller Größen, russischer und amerikanischer Produktion, Wracks von ausgeschlachteten Kampfflugzeugen, Übungsflugzeugen, ein Schrottplatz aus Triebwerksturbinen, zerbrochenen Tragflächen, Heckflügeln ohne Rumpf. Die Schädelstätte eines Landes, das immer wieder versucht hatte, Anschluss an die Welt zu gewinnen, ihn aber immer wieder verlor.

Kurz nach unserem Flug wird die Direktverbindung wieder eingestellt, angeblich ist der Airbus doch nicht sicher genug.

